

Helmut Dietl

A bisschen was
geht immer

Unvollendete Erinnerungen

Herausgegeben

von

Tamara Dietl

Mit einem Nachwort

von

Patrick Süskind

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Nachwort: © Verlag Kiepenheuer & Witsch und Patrick Süskind

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv Vorderseite: © picture alliance/dpa/Jens Kalaene;

Rückseite: © privat

Fotos im Innenteil: © privat, außer

Stadtbilder München (S. 211–215): © Stadtarchiv München

Gesetzt aus der Adobe Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04980-0

1

Andere feiern ihre Geburtstage. Ich nicht. Das liegt vielleicht daran, dass ich auf diesem Gebiet als Kind schon eindrucksvolle und daher unvergessliche Enttäuschungen erleben durfte. Keiner meiner Geburtstage vom dritten bis zum zehnten Lebensjahr war auch nur annähernd so verlaufen, wie ich mir damals einen Kindergeburtstag im Hochsommer vorgestellt hatte: Die Sonne sollte scheinen, es sollte aber nicht zu heiß sein. Zwischendurch oder auch gleichzeitig sollte es schneien, und zwar in gleichmäßig dicken Flocken. Auf keinen Fall sollte es jedoch kalt sein. Im hüfthohen Gras eines großen, wilden Gartens sollten bunt bemalte Eier versteckt sein. Baden sollte man können, aber auch Schlittenfahren, Drachen steigen lassen, Blinde Kuh spielen, singen, tanzen, lachen. Von den Geschenken, die ich mir als Kind zum Geburtstag wünschte, weiß ich nur noch, dass sie sehr viel zahl- und vor allem viel einfallsreicher waren als die, die ich schließlich bekam. Meinen Eltern konnte ich keinen Vorwurf machen, meinem Vater schon deshalb nicht, weil er wieder mal nicht da war, und meiner Mutter auch nicht, weil ich sie viel zu sehr liebte. Wo mein Vater hinfuhr, wenn er wegfuhr, wusste ich nicht genau. Er sei beruflich auf Reisen, hatte man mir gesagt. Diese Reisen mussten müde machen, denn wenn mein Vater gelegentlich an Wochenenden nach Hause kam, dann schlief er. Meine Mutter kochte, allerdings wohl nicht so gut wie die Großmutter väterlicherseits. Dieses Defizit war an Sonntagen ständiges Thema, sogar als sich meine Mutter einmal, überraschenderweise, bei der Zubereitung eines gekochten Rindfleischs selbst übertraf.

Fatalerweise hatte mein Vater recht, als er die gereichte Speise als »Tellerfleisch« bezeichnete und nicht als den Tafelspitz, den er von seiner Mutter gewohnt war. Grundsätzlich wäre das kein Problem gewesen, denn das Tellerfleisch war wirklich sehr gut, aber es war kein Tafelspitz. Es hätte gereicht, das Tellerfleisch als solches zu bezeichnen, und alles wäre in Ordnung gewesen. Meine Mutter jedoch machte den entscheidenden Fehler, ihrem durchaus wohlschmeckenden Gericht den hochstapelnden Namen Tafelspitz zu geben. Sie setzte sich damit in Konkurrenz zu ihrer Schwiegermutter und hatte den Kampf schon verloren, ehe er begann.

Noch verheerender waren die Folgen, wenn sich meine Großmutter mütterlicherseits des Herdes bemächtigte. Die Betty-Oma hatte nämlich im Gegensatz zur väterlichseitigen Greiner-Oma Gaumen und Zunge von hoher Unempfindlichkeit. Ob die Tatsache, dass die eine die Vornamen-Oma war, die andere jedoch, respektvoll, ihren Nachnamen vorangestellt bekam, mit den unterschiedlichen kulinarischen Fähigkeiten der Großmütter zu tun hatte, war mir als Kind zwar nicht zu sagen, aber zu vermuten gestattet. Es gab noch andere Hinweise, dass die Ehe zwischen Else Diel-Greiner, geborene Else-Betty Donhauser, und ihrem Mann Heinz, meinem Vater, von Anfang an eine nicht sehr glückliche Verbindung war. Die Greiner-Oma nannte Else eine »Bürgerliche«, ein Ausdruck, der von der Schwiegertochter als ungerechte und vor allem ungerechtfertigte Herabwürdigung empfunden wurde, denn weder war die Familie Diel-Greiner jemals adelig, noch gab es sonst einen ersichtlichen Grund, der so eine Beleidigung gerechtfertigt hätte. Wenn die Greiner-Oma, die Maria hieß, aber allgemein Mirzl genannt wurde, eine Kommunistin gewesen wäre, dann könnte man so eine Invektive vielleicht verstehen, sie war aber zeit ihres Lebens keine. Wenn überhaupt jemand in der Familie der marxistischen Ideologie verdächtigt werden konnte, dann der Großvater mütterlicherseits, Xaver Donhauser. Er war Schneider von Beruf und redete wenig.

Die Betty-Oma muss es schwer gehabt haben neben ihrem Xaver. Er war Atheist, sie war streng katholisch. Und die beiden sprachen

auch angeblich nicht miteinander. Wie sie trotz dieser Hindernisse zu zwei Kindern kamen, blieb ihr Geheimnis. Bei Betty-Omas geradezu fanatischer Marienverehrung war eine unbefleckte Empfängnis nicht auszuschließen. Ihr Mann Xaver Donhauser wurde wegen seiner kommunistischen Parteizugehörigkeit von den Nazis verhaftet und ins Konzentrationslager Dachau gesteckt. Meine Erinnerung an ihn ist dunkel und beschränkt sich auf einen einzigen und kurzen Moment: Ein alter Mann mit wenigen weißen Haaren, gekleidet in eine verbeulte dunkelgraue Hose, ein hellbraun gestreiftes Hemd unter einem grau melierten Pullover mit V-Ausschnitt, darüber ein bräunliches, schon ziemlich abgewetztes Tweed-Jackett, betrat unsicher gehend und auf einen Spazierstock gestützt das Erdgeschoss eines großen Einfamilienhauses.

Da Vater, Mutter und Kind nur ein einziges Mal in ihrem gemeinsamen Familienleben ein solches Haus bewohnten, kann es sich nur um die ehemalige Villa einer Nazigröße gehandelt haben, die die amerikanischen Befreier beschlagnahmt und »Henry« Greiner – meinem Vater – großzügig zur Verfügung gestellt hatten.

Die Villa war in Neufriedenheim gelegen, einem Vorortsviertel in den westlichen Ausläufern der Stadt München. Die Straße, die zu dem Haus führte, war nicht geteert. Gegenüber breiteten sich Kornfelder aus, dahinter Wiesen und Wald. Etwa zehn Gehminuten weiter östlich, Richtung Stadt, war in einer von der Sozialen Wohnungsbaugesellschaft der Weimarer Republik um das Jahr 1930 errichteten Siedlung von Ein- und Mehrfamilienhäusern auch das kleine Häuschen der Greiner-Oma zu erreichen. Sehr praktisch für den Vater, wenn er seine Mutter besuchen wollte, sehr unangenehm für die »bürgerliche« Schwiegertochter und nicht unproblematisch für den kleinen Jungen, der seine Greiner-Oma innig liebte, aber spürte, dass zwischen seiner Mutter und der um die Ecke wohnenden Schwiegermutter die Distanz um ein Vielfaches größer war als die Entfernung zwischen den Häusern.

Der äußerlich durchaus gesund wirkende Großvater Donhauser

starb einige Wochen nach seinem Besuch bei uns an einer Krankheit, die er sich offenbar im Lager zugezogen hatte. Welche, erfuhr ich nicht, möglicherweise war sie seelisch verursacht. Ich war häufig bei der Greiner-Oma untergebracht, da beide Eltern arbeiteten. An den Abenden des Wochenendes, wenn die Mutter freihatte – sie war Absolventin einer Handelsschule und irgendwo als Stenotypistin oder Sekretärin tätig –, legte sie zwei Sofakissen auf ein Fensterbrett im ersten Stock der Villa und stellte einen Stuhl davor, damit ich darauf stehen oder knien konnte. Sie öffnete das Fenster, Mutter und Kind lehnten sich auf die Kissen und schauten auf die dunkle Straße hinaus, in der weder jemand vorbeiging noch vorbeifuhr. Das Kornfeld gegenüber war in der Dunkelheit kaum zu sehen. Es gab keine Straßenbeleuchtung. Nur wenn der Mond ausreichend schien oder sich das Auge nach einiger Zeit an die Dunkelheit angepasst hatte, wären einzelne Gegenstände zu erkennen gewesen, wenn es solche gegeben hätte. Mutter und Kind warteten auf den Vater. Sie warteten darauf, dass sich zwei Scheinwerfer zeigten, die Scheinwerfer eines amerikanischen Trucks. Wenn der kam, kam auch der Vater.

Er saß immer vorne auf dem Beifahrersitz. Um sich das Warten, das sehr häufig vergeblich war, zu versüßen, aßen meine Mutter und ich Schokoladenpralinen, die damals sehr selten waren. Mein Vater hatte sie, wie viele andere Lebensmittel auch, aus der PX, dem Post Exchange Laden, in dem nur Angehörige der amerikanischen Streitkräfte einkaufen durften. »Henry« Greiner arbeitete, offenbar in hoher Funktion, für den Special Service. Was er da allerdings tat, wussten weder Frau noch Kind, deshalb wussten wir auch nicht, wann und ob er nach Hause kam und vor allem nie, wo er war, wenn er nicht kam. Ich erhielt auf diesbezügliche Fragen, sowohl von Vater wie von Mutter, unbefriedigende Antworten, die stets mit einem »Das verstehst du noch nicht« endeten. So unrecht hatten die beiden gar nicht, denn was zum Beispiel »Damenringkämpfe im Schlamm« waren und inwiefern sie ein »Special Service« sein sollten, das erschloss sich dem Kind erst, als es keines mehr war.

In Erinnerung blieb etwas ganz anderes. Nicht ob und wann der Vater kam oder nicht, sondern die mit den Fingernägeln ganz glatt gestrichenen Stanniolpapiere, in die die Pralinen eingepackt waren. Silber auf der Unterseite, wo sie mit der Schokolade in Berührung kamen, farbig bunt auf der Oberseite. Teils waren Linien zu sehen, die aber nicht durchgehend *eine* Farbe hatten, sondern wiederum in sich bunt waren. Sterne gab es und Mondsicheln, Kometen, Kugeln, Quadrate und Dreiecke. Am eindrucksvollsten waren Sterne und Mondsicheln. Meine Mutter war besonders verlässlich im Glattstreichen des Stanniolpapiers. Was ihre Hände verließ, sah aus wie gebügelt. Ich war mit meinen wesentlich kleineren Fingernägeln nicht ganz so erfolgreich. Vielleicht war ich auch ungeduldiger. Durch das abendliche Warten am Fenster entstanden so im Laufe der Zeit dicke Bündel von Stanniolpapier. Sie sahen aus wie etwas sehr Wertvolles. Zuerst verwendete ich das Wunderpapier, das gar kein Papier war, sondern eine ganz dünne Metallfolie, die sich zu allen möglichen Gestalten und Installationen formen ließ, zum Spielen. Mithilfe meiner Mutter entstanden realistische Dinge wie Häuser, Mauern und Straßen. Ich belebte dann die Szenerie mit Fabelwesen, die nur von mir identifiziert und benannt werden konnten. Wenn jemand fragte, welche Kreatur oder welches Tier beispielsweise ein etwa zwanzig Zentimeter langes, röhrenartiges Gebilde sein sollte, das sich nach dem einen Ende zu deutlich verjüngte, bekam man von mir nur die verächtliche, stereotype Antwort: »Das sieht man doch.«

Da sich niemand, vor allem Erwachsene nicht, die Blöße geben wollten, etwas nicht zu sehen, »was man doch sah«, wichen die Fragen bald einem Erkenntnis und Verständnis heuchelnden: »Ah ja ... sehr schön, also was das Kind in dem Alter schon für eine Fantasie hat.« Man war offenbar der Meinung, dass Fantasie ein fortgeschrittenes Lebensalter voraussetzt.

Die so wertfrei begonnene Spielerei fand jedoch bald ein kommerzielles Ende. Es stellte sich heraus, dass Stanniol zu der damaligen Zeit tatsächlich in Deutschland ein rares und daher wertvolles

Gut war. Deshalb verkaufte es der Vater, das weinende Kind erhielt als Trost einen Teddybären. Das Problem, das damals niemand verstand, war jedoch, dass man zu einem Teddybären, sei er auch noch so weich und kuschelig, außer Kosenamen nichts anderes sagen konnte. Ein Teddybär war ein Teddybär, »das sah man doch«. Weder konnte er ein Elefant noch eine Schlange werden, unmöglich eine Dampflokomotive oder ein Propellerflugzeug, und schon gar nicht so etwas Exotisches wie die nur in den Urwäldern von *Staniolistan* vorkommenden Ungetüme wie der Schokopudding fressende *Akakamuffelknupsel* oder die ständig betrunkene *Wildpatschlöffeline*.

Im Herbst des Jahres 1950 fand diese Art von Spielereien ein Ende. Es gab eine Schultüte, einen Schulranzen und das dazugehörige imposante Gebäude. Dieses lag mehrere Kilometer weit entfernt, an der Kreuzung Fürstenrieder/Agnes-Bernauer-Straße, und konnte nur durch einen dreiviertelstündigen Fußmarsch oder mit dem Bus erreicht werden. Schon von Weitem war der Turm der Schule zu sehen, die höchste Erhebung des Vororts Laim. Von 1901 bis 1904 war an dem post-neugotischen Gemäuer gebaut worden. Es sollte das Wahrzeichen des im Jahr 1900 von der Stadt München eingemeindeten Dorfes werden. Es war ein schieres Wunder, dass dieses mächtige Bauwerk im Zweiten Weltkrieg nicht zerstört wurde, denn es war so auffällig, dass es von Bord eines alliierten Bombers nur schwerlich übersehen werden konnte.

Die wenigen Erinnerungen des Erwachsenen an diese Volksschule, heute Grundschule genannt, sind die Eisblumen an den äußeren Scheiben der Doppelfenster links von der Schulbank des Kindes. Außerdem konnte es sein, dass es sanft schneite. Da sich solche Phänomene nur zu einer ganz bestimmten Jahreszeit ereignen, muss es Winter gewesen sein.

Das im Langzeitgedächtnis gespeicherte Bild vom Schreibwerkzeug des Griffels, eines rund gedrehten, massiven Schieferstiftes von ungefähr vier bis fünf Millimeter Durchmesser, der bis über die

Hälfte von glänzendem, buntem Papier umwickelt war, sowie der dazugehörigen Schiefertafel mit dem gelbbraunen Schwämmchen, lassen vermuten, dass es sich um die erste Klasse Volksschule, also den Winter 1950/51 handelte. Bleibende Eindrücke, etwa von Lehrern oder Mitschülern, habe ich nicht. Man ist versucht, daraus den Schluss zu ziehen, dass ich mich bereits als Kind nur für mich selbst interessierte, eine Eigenschaft, die auch dem Heranwachsenden immer wieder vorgeworfen wurde, ebenso wie dem Erwachsenen und dem Alternden. Dieses ungewöhnlich selektive Gedächtnis entstand vermutlich durch die Erfahrungen in frühkindlicher Zeit. Schon damals schien sich das »Hilf dir selbst, sonst hilft dir niemand« tief in Hirn und Seele eingepägt zu haben. Außerdem fand meine Lehrzeit für soziale Beziehungen weder in der Schule noch in der Familie statt, sondern, wenn überhaupt, auf der Straße, damals »auf der Gassn« genannt.

Parallel zur breiten Fürstenrieder Straße, der vom Laimer Bahnhof bis über den Waldfriedhof von Norden nach Süden verlaufenden Verkehrsader, hatte die Soziale Wohnungsbaugesellschaft schon 1928 begonnen, das Land nach Westen hin zu bebauen. So entstand unter anderen ein großer Wohnblock mit vier Stockwerken, direkt an der Fürstenrieder Straße, zwischen Inderstorfer- und Sahrerstraße, mit weiträumigen Hinterhöfen, in denen Männer ihre Fahrräder abstellen und reparieren konnten. Frauen fuhren damals seltener Fahrrad als heute. Als Ausgleich dafür durften bzw. mussten sie häufiger zu Hause bleiben und in besagtem Hinterhof an zu diesem Zweck extra installierten Teppichstangen mit einem Haushaltsgerät namens Teppichklopfer, auch Ausklopfer genannt, den Teppich-, Bett- oder Wohnungstürvorleger kräftig bearbeiten und dabei zwangsläufig allerlei Aggressionen und Frustrationen loswerden. Wann immer solche weithin hörbaren Aktionen begannen, wurden fast gleichzeitig Fenster zum Hof geöffnet, und ältere Herren machten es sich auf den Fensterbrettern bequem. Sie schauten hinunter auf die Frauen, die mit ausladenden Körperbewegungen

auf die Teppiche einhieben. Manche der Männer benutzten sogar Fern- oder Operngläser, um die wackelnden Pos und schwingenden Brüste aus der Nähe betrachten zu können.

Manche der Hausfrauen vollführten ihre Reinigungsbewegungen, so schien es wenigstens dem frühreifen Jungen, in einer so ausschweifenden Art, dass eine vorsätzliche erotische Provokation nicht ausgeschlossen werden konnte. Leider fand dieses Teppichklopfen eher vormittags als nachmittags statt, sodass man als Schulpflichtiger nur selten Gelegenheit hatte, von dem Schauspiel zu profitieren.

Ältere, schon in der Pubertät befindliche Anrainer pflegten an bestimmten Wochentagen, von denen sie wussten, dass ein entsprechender Andrang vor den Teppichstangen herrschen würde – meistens die Montage und Freitage der Monate Mai bis Ende September –, irgendeine Krankheit zu simulieren, die stundenlanges Verweilen an der frischen Luft eines geöffneten Fensters zwingend vorschrieb. Wenn das anregende Schauspiel in den Höfen nicht geboten wurde, konnte man dort auch Fußball spielen. Die Teppichstangen dienten dabei als ideale Tore.

Die westliche Begrenzung des Hinterhofes bildete eine mannshohe Hecke, die ab Frühsommer alles verbarg, was an Niedrigem hinter ihr geschah, im Spätherbst jedoch ihre Blätter verlor. An dieser Hecke vorbei führte außerhalb des Hofes ein schmaler Weg von etwa eineinhalb Metern Breite, der auf der gegenüberliegenden Seite wiederum von einer Hecke des gleichen Gebüsches begrenzt wurde. Hier jedoch war sie ungefähr alle zehn Meter unterbrochen von schmalen, etwa ein Meter vierzig hohen, aus Staketenhölzern gezimmerten Gartentüren, die in leicht bemoosten Betonpfählen verankert waren. Auch die Holzlatten waren schon grünlich von der Feuchtigkeit, was darauf schließen lässt, dass sie nicht aus der verwitterungsfesteren Edelkastanie geschnitten waren, sondern eher aus dem billigeren Fichten- oder Tannenholz. Um zu verhindern, dass Mensch oder unerwünschtes Getier darüberkletterten, waren die Latten oben spitz zugeschnitten. Dies nützte aber schon deshalb

nichts, weil zwischen den einzelnen Latten, wahrscheinlich aus Ersparnisgründen, genügend Platz gelassen war, dass sich potenzielle Eindringlinge auf die Querträger stützen und so, gefahr- und problemlos, das Hindernis überwinden konnten. Die Gartentür ließ sich selbstverständlich auch mit einem Schlüssel öffnen. So einen besaß ich. Ich hatte ihn der Greiner-Oma mit ihrem ausdrücklichen Einverständnis gestohlen. Diese eher absurden Spiele machten uns beiden Spaß.

Mit der Betty-Oma war so was nicht möglich. Stehlen war Sünde und als solche irgendwo im Katalog der Zehn Gebote verzeichnet. Den kannte die Betty-Oma auswendig und zitierte ihn bei jeder Gelegenheit. Die Greiner-Oma hingegen hatte kein so gutes Verhältnis zum »lieben Gott«. Man hörte sie selten von ihm sprechen und wenn, dann wurde er eingepackt in eher abschätzige Redewendungen wie »Achduliebergott«, »Ohgotttohgttohgott« oder auch »Meingottmeingott«, letztere mit der Betonung auf »mein«, was jedoch in keiner Weise als Possessivpronomen gemeint war. Ob die »alte« Frau, damals jedoch höchstens Anfang sechzig, schon früh eine überzeugte Atheistin gewesen war oder sie erst durch ein Leben, geprägt von überwiegend schlechten Erfahrungen, darunter zwei Weltkriege, einfach nicht mehr an Gott glaubte, vor allem nicht an den »lieben«, konnte man im Alter von sechs bis acht Jahren natürlich nicht wissen.

Aber man machte in Hinsicht Religionsunterricht auch andere, gegenteilige Erfahrungen. Wenn das Kind an der Hand von Betty-Oma einem Kapuzinermönch begegnete, was nicht ungewöhnlich war, weil Betty-Oma in München in der Ehrengutstraße, in der Nähe der Kapuzinerkirche, wohnte und keine Gelegenheit versäumte, in der Kapuzinerstraße an der Kapuzinerkirche vorbeizugehen, um einen oder mehrere Kapuzinermönche zu erspähen, dann ermahnte die Großmutter das Enkelkind, den heiligen Mann zu grüßen: »Gelobt sei Jesus Christus!« Das Kind in seiner Aufregung sagte jedoch »geliebt« statt »gelobt«, was dem Mönch offenbar besonders gut ge-

fiel. Er griff in eine der Taschen seiner dunkelbraunen Kutte, holte aus einer prallen Spitztüte eine reife gelbe »Ringlo«, hochdeutsch auch Reineclaude genannt, heraus und übergab sie dem Kind, wehevoll wie eine Hostie, mit feierlichen Worten und einem ebensolchen Lächeln. Der Großmutter sagte er, dass er den Versprecher fast noch besser fände als das Original. Daraufhin war Betty-Oma lange Zeit sehr stolz auf ihren Enkel.

Auch dieser dachte sich seinen Teil. Die Sache mit der »Ringlo«, einer seltenen Frucht, die er besonders gerne aß, hatte ihn sehr beeindruckt. Auch die Kleidung des Mönches, das weite Gewand mit der Kapuze, fand er elegant und gleichzeitig geheimnisvoll. Die Großmutter erzählte dem Kind, dass der Kapuzinerorden ein ganz besonderer sei, weil sich seine Mitglieder in erster Linie um Arme und Kranke kümmerten, erst dann um sich selbst. Sie stünden sehr früh auf und beteten erst, bevor sie frühstückten. Dann würden sie den ganzen Tag arbeiten, hauptsächlich in Krankenhäusern und Heimen, in denen die Armen, die kein Zuhause hatten, übernachten durften. Zu essen gebe es für die Mönche immer nur Wasser und Brot, an Sonntagen eine warme Suppe, weil sie selbst so arm seien. Am Abend beteten sie wieder, nachdem sie tagsüber ebenfalls häufig gebetet hätten. Danach legten sie sich, meist hungrig, auf ihre harten Holzpritschen nieder, weil sie sich keine weichen Betten leisten konnten und wollten, und schliefen, in Gedanken an eine Vielzahl christlicher Märtyrer, denen es noch viel schlechter gegangen war als ihnen, zufrieden ein. Mir taten die armen Mönche leid. Aber ganz so schwer, wie die Betty-Oma das elende Leben der Gottesdiener darstellte, konnte es auch nach kindlichem Ermessen kaum sein. Immerhin wölbte sich die Kutte etwas um den Bauch des Gottesmanes, was wohl nicht allein von Brot und Wasser kam, und immerhin hatte er eine Tüte voll mit »Ringlos« in der Tasche. Es war eine Lektion in Sachen Mythenbildung, die das Kind hier erhielt.

Was war die Wahrheit, was die Wirklichkeit? Stimmte das eine mit dem anderen überein oder widersprach es sich? Und welche Ge-

schichte war die interessantere: die vom dickbäuchigen Ringlokapuziner oder die des asketischen Mönches, der in der Tradition des »Ordens der minderen Brüder« auf hölzernen Pritschen schläft und von heiliggesprochenen Märtyrern träumt?

Welche erzählt man gerne weiter?

Wenn der kleine Junge die Gartentür mit dem »gestohlenen« Schlüssel öffnete, waren es noch höchstens fünfzehn Schritte, um über einen schmalen Kiesweg den rückwärtigen Eingang zu Greiner-Omas kleiner Doppelhaushälfte zu erreichen. Die Soziale Wohnungsbau-gesellschaft hatte die Siedlungen außerordentlich bewohnerfreund-lich konzipiert und gebaut. Es gab in südlicher Richtung, rechtwin-kelig von der Inderstorfer Straße abgehend, fünf Straßen mit dem gleichen Bebauungsmuster. Jede der Straßen war ungefähr zehn Me-ter breit und an die zweihundert Meter lang. Bebaut waren sie mit einstöckigen Reihenhäusern, die Keller und Speicher sowie nach hinten raus kleine Gärten von je etwa zweihundert Quadratmetern hatten. Von diesen Gärten hatte ein jeder seine eigene Teppich-stange. Damit die Wohnanlage nicht allzu uniform wirkte, waren die Reihenhäuser unterschiedlich angeordnet. Es gab Zwei-, Drei- und Vierspänner, und es gab auch verschiedene Grundrisse.

Dies hatte zur manchmal verwirrenden Folge, dass der nachbar-liche Besucher, wenn er eines der äußerlich sehr ähnlichen Häuser betrat und gleich eilig links zur Toilette wollte, entweder gegen eine Wand prallte, weil da gar keine Tür war, oder – was für einen klei-nen Jungen besonders peinlich war – mit schon geöffneter Hose im Wohnzimmer des Nachbarn oder in seiner Küche stand.

Bei der Greiner-Oma, die am Ende der Gaishofer Straße eine Doppelhaushälfte mit der Nummer 47 bewohnte, konnte einem dieses Malheur nicht passieren. Hier führte die erste Tür links nach der Eingangstüre tatsächlich zur Toilette. Wollte man diese nicht benützen, ging man den kurzen Gang entlang, auf dem man dann entweder nach links zur Küche abbog oder ebenfalls links die Treppe zum Obergeschoss bestieg. Man konnte aber auch geradeaus gehen,

die Tür zum rechteckig geschnittenen Wohn- und Esszimmer öffnen, um an dem großen Tisch in der Mitte des Raumes eine ältere Frau im Hausmantel sitzen zu sehen. Auf dem Tisch standen eine Kaffeekanne, durch die wollene Wärmehaube nicht gleich als solche erkennbar, daneben eine Tasse aus Meißner Porzellan mit dem dazugehörigen Unterteller in Zwiebelmuster und einem kleinen silbernen Löffel. Das Ensemble wurde vervollständigt durch Milchkännchen und Zuckerdose, ebenfalls aus dem wertvollen alten Porzellan, das aber an den Rändern schon leichte Schrammen aufwies. Leicht gekrümmt saß die Greiner-Oma auf einem Biedermeierstuhl, trug ihre Lesebrille und las Zeitung. Jeden Tag außer Sonntag, denn sonntags gab es damals keine.

Welche Zeitung das war und ob sich das Kind im Alter von sechs Jahren, als es gerade anfangen zu lernen, dafür interessierte, weiß ich heute nicht mehr. Ich weiß nur, dass es eine andere Zeitung war als die, die die Nachbarn lasen. Manche Seiten von Greiner-Omas Zeitung waren auch mit sonderbaren Schriftzeichen bedeckt, die mir fremd erschienen. Zu welcher Tageszeit die Greiner-Oma ihre Zeitung las, das weiß ich auch noch: Es geschah zweimal am Tag: Das erste Mal las sie darin morgens, da schien die Sonne, allerdings nur im Sommer, durch die zwei nach Osten gerichteten Fenster ins Zimmer. Im kleinen Garten davor warf sie lange, schräge Schatten. Das zweite Mal war es später Nachmittag, da stand die Sonne schon tief im Westen, allerdings nur im Winter. Im Garten lag Schnee, das Zimmer war dunkel, bis auf den Platz am Tisch, den eine Leselampe erhellte.

Sonderbarerweise gibt es keine Erinnerungsbilder, die die Greiner-Oma am späten Nachmittag in einer wärmeren Jahreszeit, Zeitung lesend, am Tisch des Wohnzimmers zeigen. Tat sie es vielleicht heimlich irgendwo anders? Las sie die Zeitung vielleicht an dem alten Holztisch, der im Garten nahe der Begrenzungsmauer unter der Linde stand und immer wackelte, egal wie viele Bierfilze man unter egal welches Tischbein schob? Nein, an diesem Tisch wurde nicht

gelesen, an diesem Tisch wurde gegessen, und zwar nicht einfach irgendwas.

Was an diesem Tisch gegessen wurde, im Sommer, im Schatten der ausladenden Krone des Baumes, waren die feinsten Speisen, die sich ein Kind vorstellen und eine Großmutter wie die Greiner-Oma mit wahrer Zauberkraft herstellen konnte: Zwetschgenknödel oder gar, als Höhepunkt der Feinschmeckerei, Aprikosenknödel. Für diese ursprünglich in der österreichischen Küche beheimatete und dort Marillenknödel genannte kulinarische Kostbarkeit wurden die Früchte zuerst entkernt, mit jeweils einem Stückchen Würfelzucker gefüllt und dann mit einem Teig aus Kartoffeln, Mehl, Eiern, Salz und etwas Muskat ummantelt. Anschließend hatte die Köchin sie zu einem kinderfaustgroßen Knödel zu formen, in Ei und Semmelbröseln zu panieren und in heißem Fett goldbraun zu backen. Schließlich wurden sie noch mit Zucker und Zimt bestreut. Und so wurden sie auf dem wackeligen Holztisch unter der Linde von der Oma serviert.

Das Kind saß der Großmutter gegenüber und konnte es kaum erwarten, den ersten dieser noch warmen Marillenknödel hinunterzuschlingen. Um einen Engpass in der Speise- und eine Blockade der Luftröhre zu vermeiden, hatte die Greiner-Oma ihrem Enkel verordnet, die Knödel zuerst mit der Gabel in gefahrlos essbare Stücke zu zerteilen und dann erst zu verzehren. Insgeheim freute sie sich natürlich über die Gier und die Lust des Kindes auf die von ihr zubereiteten Spezialitäten. Es würde sich in der Familie herumsprechen, die Betty-Oma würde sich grämen, auch die »bürgerliche« Schwiegertochter würde vermutlich den vom kleinen Sohn stolz berichteten neuen Rekord von achtzehn hintereinander gegessenen Marillenknödeln mit ebenso süßsaurem Lächeln zur Kenntnis nehmen, wie sie bereits den Verzehr von zunächst zehn, dann zwölf und schließlich fünfzehn kommentiert hatte. Diesmal allerdings war die Grenze überschritten. Achtzehn Knödel hält kein Magen aus, schon gar nicht der eines kleinen Kindes.

Die Greinerin war sich keiner Schuld bewusst, denn sie wusste genau, dass sie nur zehn Knödel gemacht hatte. Vier davon hatte

sie selbst zu sich genommen, also konnte das Kind nur sechs gegessen haben und keinesfalls dreimal so viel. Der Familienstreit, der nun ausbrach, drehte sich nun nicht mehr nur um Ernährungsfragen, sondern auch um ethische und moralische Probleme. Während sich die Ernährungsfragen darum drehten, dass das Rindsgoulasch der Großmutter grundsätzlich zu scharf sei, dass generell alle Speisen einen zu starken Beigeschmack von Knoblauch und Zwiebeln hätten (was dazu führte, dass das Kind häufig unter Blähungen litt), dass das Paprikahuhn viel zu paprikalastig und die Nachspeisen wie Kaiserschmarrn, Apfelstrudel mit Vanillesoße, Salzburger Nockerln oder gewuzelte Mohnnudeln zu schwer, zu fett und zu süß seien, waren die in der Hauptsache von der Betty-Oma vorgebrachten Argumente religiöser Natur: *Wer lügt in dieser Angelegenheit wen an?*

Während ich mit Magenbeschwerden, die ich mir übrigens nicht durch die Marillenknödel zugezogen hatte, sondern durch übermäßigen Genuss von Gummibären, die ich bei unerlaubtem Kartenspiel mit anderen Gassenkindern gewonnen hatte, zu Hause im Bett lag, analysierte die gottgläubige Frau den Hergang der Marillenknödelaffäre: Wenn der Junge nur sechs Aprikosenknödel gegessen, aber von achtzehn erzählt habe, dann könne er sich nur entweder verzählt haben oder er habe gelogen. Da er jedoch bereits als Kind bekanntlich ein glänzender Kopfrechner gewesen sei, scheidet erste Möglichkeit aus. Die zweite scheidet ebenfalls aus. Denn hätte er nicht achtzehn von diesen Knödeln gegessen, läge er jetzt nicht krank im Bett. Außerdem könne sie sich gut erinnern, dass der Magen des Kindes bereits bei sechzehn Stück solcher Knödel schon einmal leicht revoltiert habe. Also sei die Lügnerin überführt: Es sei Mirzl Greiner, und sie habe nicht, wie sie behauptet, nur zehn Knödel angefertigt und selbst davon vier gegessen, sondern höchstwahrscheinlich mindestens zwanzig oder sogar zweiundzwanzig. Jedenfalls habe sie gelogen. Hätte das Kind gelogen, könnte man in Anbetracht seines geringen Alters von einer lässlichen Sünde ausgehen, bei Frau Greiner sei das jedoch nicht der Fall. Hier handle es sich um eine eindeutige grobe Lüge, noch dazu im Verein mit Kör-

perverletzung. Diese Machenschaften seien ein eindeutiger Verstoß gegen das achte Gebot. Kein Wunder bei einer Frau, die nie, auch an Sonntagen nicht, zur Messe gehe. Dabei wohne sie in unmittelbarer Nachbarschaft der Kirche Herz Jesu, die höchstens zweihundert Schritte von ihrem Haus entfernt sei, wogegen man zum »Wirtshaus zum Grünen Kranz«, in das die Greinerin gelegentlich ihr Enkelkind mit einem irdenen Maßkrug schickte, um an der Gassenschenke einen Liter frisches Bier vom Fass zu holen, mindestens doppelt so lange gehen müsse. Im Übrigen sei man nicht hundertprozentig sicher, dass das Kind durch das frische Bier nicht in die Versuchung geführt würde, eine, wenn auch geringe Menge des Alkohols zu sich zu nehmen.

Else musste sich von ihrer Mutter noch einige weitere Gründe anhören, warum die gottlose Schwiegermutter völlig ungeeignet sei, den Jungen richtig zu erziehen. Der verstorbene Mann der Greinerin sei ein unseriöser Filmschauspieler gewesen und habe im Jahr 1933 aus immer noch ungeklärten Gründen Selbstmord begangen. Eine Todesart, die jedenfalls unter Christen eine Todsünde sei. Ferner sei Fritz, der ältere Bruder von Heinz, irgendwann irgendwo verschollen, Heinz selbst sei zuerst in einem Zirkus außer Landes, dann aus unerfindlichen Gründen nicht im Krieg gewesen, in dem doch alle waren, außer ihrem Mann, der im Lager leiden musste. Und zur Kapuzinerkirche, in der sie jeden Morgen die heilige Messe besuche, ginge man von ihrer Wohnung in der Ehrengutstraße zu Fuß mindestens zehnmal so lange wie zu Herz Jesu vom Haus der Greiner-Mirzl. Erschwerend komme noch, jedenfalls im Winter, hinzu, dass die Kapuzinerkirche nicht geheizt sei, wogegen es in Herz Jesu immer mindestens achtzehn Grad habe. Das habe sie heimlich, mit einem Thermometer, im letzten Winter eigenhändig gemessen. Bei dieser Gelegenheit seien von ihr auch die Schritte von der Kirche bis zum Haus der Greinerin unabsichtlich, aber genau gezählt worden. Ihre, Bettys Schrittlänge sei ungefähr die gleiche wie die der gottlosen Mirzl, da sie sich und die andere in der Körpergröße nur un-

wesentlich unterschieden. Außerdem gebe es Gerüchte, dass Heinz, der meistens abwesende Vater des armen Jungen, ein Spion, wenn nicht gar ein Doppelspion gewesen oder noch sei. Als sich nämlich amerikanische Panzerverbände, die ihren Xaver mitsamt dem ganzen KZ Dachau befreien wollten, zuerst von Nordwesten dem Dorf Arnbach genähert hätten, sei Heinz Dietl unter dem Namen Henry Greiner zusammen mit den alliierten Soldaten und noch dazu in amerikanischer Kampfuniform als Führer und Dolmetscher der Einheiten aufgetaucht und habe verhindert, dass die kleine Ortschaft beschossen wurde.

Das könne sie bezeugen, weil sie genau zur gleichen Zeit in Arnbach beim Bauern Graf Butter, Eier, Brot und Milch gehamstert habe. Und die seltsame Fügung, dass es eine Indersdorfer Straße sowohl in Arnbach als auch in München gebe und dass sich das herrschaftliche Haus, das Heinz/Henry, für welche Dienste auch immer, von den Amis erhalten habe, ausgerechnet in einer Straße befände, die genau so heiße wie die, die durch das kampflos eroberte Dorf führte, sei ganz bestimmt kein Zufall, sondern deute auf eine verschlüsselte Nachricht des amerikanischen Geheimdienstes hin.

Elses Einwand, dass man die Straße in München in der Mitte mit hartem »t«, die andere jedoch mit weichem »d« schreibe, wurde von ihrer Mutter nicht zur Kenntnis genommen. Stattdessen erging sie sich in weiteren Vermutungen, Gerüchten und diffusen Anschuldigungen, die letztlich auf nichts anderes abzielten, als dem Kind jeden weiteren Umgang mit der Greiner-Oma unmöglich zu machen. Der Erste, dem diese Absicht klar wurde, war der Junge, der eigentlich in seinem Bett liegen sollte, um den verstimmtten Magen auszukurieren.

Ganz leise hatte ich die Tür meines Zimmers einen Spalt weit geöffnet, um Betty-Omas wirre Monologe mitzuhören. Als ich genug gehört hatte, huschte ich zurück in mein Bett, wartete noch einen Moment, dann begann ich zu weinen. Zuerst leises, dann immer lautereres Weinen war meine Spezialbegabung. Ich brauchte nur an

irgendetwas Trauriges zu denken, schon kamen mir die Tränen. In meiner jungen Seele hatte ich einen ganzen Katalog trauriger Umstände, Situationen und Begebenheiten angesammelt, die mir als geborenem Melancholiker jederzeit zur Verfügung standen und die ich nur abzurufen brauchte. So genügte es also zu denken, dass ich die geliebte Greiner-Oma nie wiedersehen würde, schon flossen die Tränen. Allein die Vorstellung, in Zukunft auf ihre Paprikahendl, ihr Goulasch, ihren Tafelspitz, ihr Wiener Schnitzel und ihre wunderbaren Mehlspeisen verzichten zu müssen und stattdessen der redlichen, aber fantasie- und geschmacklosen Küche der ebenfalls geliebten Betty-Oma ausgesetzt zu sein, verursachte bei mir regelrechte Weinkrämpfe.

Es dauerte keine halbe Minute, da beugten sich Mutter und Großmutter besorgt über das magenkranke Kind. Tränenüberströmt bat der Junge seine geliebte Mutter, ihn mit der Großmutter allein zu lassen, weil er bei ihr die heilige Beichte ablegen wolle.

Else staunte über das seltsame Begehren, da sie aber in seinem linken Auge ein zehntelsekundenkurzes, komplizenhaftes Zwinkern wahrnahm, eine Botschaft, die ganz eindeutig nur ihr, der Mutter galt, ging sie gehorsam aus dem Zimmer. Betty erklärte dem Kind, dass man so eine Prozedur nur bei Todkranken durchführe, und auch in einem solchen Fall sei dazu nur ein Priester befugt. Der Enkelsohn bestand jedoch eigensinnig auf der Beichte bei der Oma. Er ließ sich die Tränen trocknen und beichtete mit leiser Stimme die schweren Sünden, die er begangen hatte: Erstens habe er diesmal keine achtzehn Marillenknödel gegessen und damals auch keine sechzehn. Die Greiner-Oma habe nämlich wie immer nur zehn solcher Knödel gemacht, und er habe wie immer auch nur sechs davon gegessen. Mehr könne er von diesen ekligen Teigbatzen, die er nur der Greiner-Oma zuliebe hinunterwürge, gar nicht verdrücken. Als der Junge bemerkte, wie gut diese Schmähung der einen Großmutter bei der anderen ankam, fuhr er in seiner »Beichte« fort. Das Magen-Darm-Problem sei nicht durch die Knödel verursacht worden,

sondern durch die Menge der Gummibären, die er beim Kartenspiel auf der »Gassn« gewonnen habe.

Betty-Oma glaubte, es handle sich um Spiele wie Quartett oder Ähnliches. Der Junge ließ sie in dem Glauben und verschwieg, dass es sich um »Wattn« handelte, ein Glücksspiel, das gerne in Hinterzimmern bayerischer Wirtshäuser von gestandenen Männern gespielt wurde, die nicht selten dabei Haus und Hof verloren. Mit den sechzehn bzw. achtzehn Knödeln habe er nur angeben wollen, das bereue er zutiefst, und er wolle es nie wieder tun. Man möge ihm verzeihen und insbesondere der Greiner-Oma nicht böse sein, die bestimmt nichts dafür könne, dass ihr Enkel so ein Lügner sei.

Betty-Oma war tief gerührt von den Bekenntnissen des Kindes und umarmte es inniglich. Natürlich verzieh sie ihm alles und schloss aus dieser Offenheit, dass sie ihm unter allen Omas doch die liebste sei. »Unter den Omas schon«, entgegnete der Junge, aber die Reihenfolge sei: »Zuerst die Mama, dann gleich dahinter sie, dann lange nichts, und dann erst, wenn überhaupt, die Greiner-Oma.« Gegenüber der Greiner-Oma hätte er natürlich diese Rangordnung entsprechend umgestellt, wenn sie ihn jemals gefragt hätte. Aber solche Fragen stellte diese lebenserfahrene Frau nicht.

Was denn mit dem Papa sei? Auf welchen Platz käme denn der in der Liste? Mit großen, sehnsuchtsvollen Augen sah das Kind seine Großmutter an, die, so beschränkt sie manchmal auch war, sofort begriff, dass sie diese Frage besser nicht gestellt hätte. Aus den Augen des Kindes quollen dicke Tränen, die Lippen zuckten, aber sie blieben stumm. Der Schmerz war ganz tief im Innersten verschlossen, er entzog sich jeder Formulierung, man erhielt keine Auskunft.

2

So wuchs ich also zwischen drei Frauen auf. Ich liebte an meiner Mutter alles, ohne irgendwelche Einschränkungen, an den zwei so gegensätzlichen Großmüttern ihre Verschiedenheit. Von allen dreien lernte ich viel. Betty hatte neben ihrer Liebe zu Gott auch eine Leidenschaft für Friedhöfe und Straßenbahnen. An ihrer Hand lernte ich früh die ganz verschiedenen städtischen Friedhöfe kennen. Besonders geheimnisvoll war der Südfriedhof, der etwa einen halben Kilometer südlich des Sendlinger Tors zwischen Thalkirchner- und Pestalozzistraße lag. Dort ruhten unter schweren alten Marmor- und Granitplatten, bewacht von moosbewachsenen, steinernen Engeln, all die berühmten Toten, nach denen die Stadt ihre Straßen benannt hatte: Ainmiller und Bürklein, Ett und Fraunhofer, Gabelsberger, Gärtner, Görres und Kaulbach, Klenze, Neureuther, Nussbaum und Ohm, Pettenkofer, Reichenbach, Schwanthaler, Senefelder, Spitzweg, Thiersch, Zenetti und viele andere. Ich wusste zwar nicht, was die genannten Herren alles vollbracht hatten, aber dass sie sehr berühmt sein mussten, das bewiesen schon die Haltestellen der Straßenbahnen, die wiederum nach den Namen der Straßen benannt waren. Natürlich gab es auch eine Haltestelle namens Goetheplatz sowie eine, die Schillerstraße hieß. Von diesen beiden Herren hatte ich aber noch nie etwas gehört. Auf dem Südfriedhof lagen sie jedenfalls nicht. Daraus folgerte ich, dass ein Klenze oder ein Schwanthaler weit bedeutender sein mussten als ein Schiller oder ein Goethe.

Vom Alten Südfriedhof, der Mitte des 16. Jahrhunderts als Pestfriedhof vor den Toren der Stadt angelegt worden war, hatte die Bet-

ty-Oma noch weitere gruselige Geschichten zu erzählen. So sollen anfangs des 18. Jahrhunderts an die achthundert Leichen von Opfern der Sendlinger Mordweihnacht in Massengräbern unter die Erde geschafft worden sein. Ich, der ich mit knapp sieben Jahren schon verstand, dass ein Massengrab im Gegensatz zu den prunkvollen Einzelgräbern etwas von einer ungerechten Güterverteilung an sich hatte, wollte unbedingt die genaue Stelle sehen, an der die achthundert Toten vergraben worden waren, und ging trotz Einwänden der überforderten Großmutter einem fauligen Geruch nach, der leider nur von einem Komposthaufen an einer Mauerecke ausströmte.

Als Entschädigung bot die Großmutter dem enttäuschten Enkelkind an, am Sendlinger-Tor-Platz die Trambahn Nummer 6 zu nehmen und die Lindwurmstraße hinaufzufahren, vorbei am Goetheplatz, wo das Amt sei, in dem sie praktischerweise gleich ihre Rente abholen könne, zu dem Sendlinger Bergerl, an dem das Sendlinger Kircherl stehe. An diesem Kircherl sei nämlich ein großes Wandgemälde zu sehen, auf dem der Schmied von Kochel, fahneschwingend und bewaffnet nur mit einer großen Keule mit eisernen Spitzen, als Anführer seiner bayerischen Bauern gegen die österreichischen Besatzer gekämpft habe. Durch einen schändlichen Verrat sei es dann 1705 zu der besagten Mordweihnacht gekommen, in der die Bayern ihr Leben für die Freiheit ihres Landes hingaben. Zur Befreiung von den Österreichern und ihrem Kaiser Joseph dem Ersten sei es zwar zunächst nicht gekommen, aber zum ewigen Gedenken an die Tapferen. »Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben« soll der Eid gelautet haben, den sich die aufständischen Bauern schworen. Als ihn die Großmutter mit zitternder Stimme zitierte, liefen dem Jungen mehrere Schauer den Rücken hinunter, und jedes Mal, wenn er später mit der Linie 6 an der Kirche mit dem heroischen Gemälde vorbeifuhr, konnte er sich darauf verlassen, dass ihn eine wohlige Gänsehaut befiel.

So lernte ich, straßenbahnfahrend mit der Betty-Oma, allmählich meine Stadt kennen, die streng genommen gar nicht die meine war. Ich wurde nämlich am 22. Juni 1944 geboren, zu einer Zeit, in der

München gerade wieder von alliierten Bombern angegriffen wurde. Else flüchtete damals hochschwanger aus der gefährdeten Stadt und brachte mich in dem Kurort Bad Wiessee am Tegernsee zur Welt. Diesen Ort konnte ich als Kleinstkind naturgemäß nicht als solchen wahrnehmen. Als erwachsener Mann sah ich ihn erst fünfundvierzig Jahre später wieder, als ich meine damalige Lebensgefährtin in eine der vielen Privatkliniken begleitete, die sich entlang des Seefufers breitgemacht hatten. Jegliche Suche nach Spuren war sinnlos, da ich als Säugling, der sich höchstens ein paar Tage in Bad Wiessee aufgehalten hatte, wohl keine hinterlassen haben dürfte. Die einzigen Kontakte, die später gelegentlich zwischen mir und meinem Geburtsort zustande kamen, waren meine durch mehrmalige Scheidungen und Eheschließungen ausgelösten Anträge an die Gemeinde, dem unbelehrbaren Wiederholungstäter ein entsprechendes Herkunftszeugnis auszustellen.

Die Greiner-Oma, zu der ich in den ersten zwei Jahren meiner Volksschulzeit meistens mittags kam, um dann am frühen Abend nach Büroschluss von meiner Mutter abgeholt zu werden, hatte außer bei der täglichen Zeitungslektüre wenig mit der Gegenwart und gar nichts mit der Zukunft im Sinn. Ihre Gedanken galten der Vergangenheit, und da besonders ihrem Mann.

Fritz Greiner, geboren am 1.1.1879 in Bratislava, das damals noch zu Ungarn gehörte, war ein viel beschäftigter Schauspieler, der nach einem kurzen Gastspiel am Schlierseer Bauerntheater, wo er Mirzl kennenlernte und sich in sie verliebte, ab 1918 zuerst in München, dann in Berlin in über achtzig Filmen erst Neben-, dann auch bald Hauptrollen spielte. Seine bedeutendsten Rollen waren die Titelfiguren des Wallenstein und des Andreas Hofer in den gleichnamigen Produktionen 1924/25 und 1929. Was man sich unter Filmtiteln wie – um nur einige zu nennen – »Der größte Gauner des Jahrhunderts« sowie »Der Verfluchte« oder »Der unsterbliche Lump«, »Der Zinker« oder »Dr. Sacrobosco, der große Unheimliche« vorzustellen hatte, war mindestens zwei Familienmitgliedern ganz klar: mir und

auch der Großmutter mütterlicherseits. Für uns beide nämlich waren die Rollennamen des jeweiligen Filmtitels mit Person und Charakter des Schauspielers Greiner identisch. Daraus ergab sich das absolut negative Bild des Mannes bei Betty-Oma, das in dem Beiwort »unseriös« gipfelte, und ein über alle Maßen faszinierendes bei mir. Kraftvolle, dämonische, auch heldenhafte Figuren verkörperte der Großvater für mich.

Aber so war er gar nicht, sagte die Greiner-Oma, heldenhaft schon, kraftvoll auch, aber auf keinen Fall dämonisch. Und dann zählte sie, als ob sie sie irgendwann auswendig gelernt hätte, all seine guten Seiten und Eigenschaften auf: männlich schön sei er gewesen, großzügig und gütig, gescheit und humorvoll, verständnisvoll, immer gut gelaunt und ein vorbildlicher Vater, wenn er da war und nicht, wie in seinem Beruf üblich, oft auf Reisen. Von diesen Reisen habe er jedoch immer Postkarten mit ganz lieben Grüßen geschickt. Sie habe sie alle aufgehoben. Allerdings seien sie alle in deutscher, nicht in lateinischer Schrift geschrieben, sodass ich sie vielleicht erst später einmal, als Erwachsener, werde lesen können.

Als ich sie dann später tatsächlich las, wurde mir klar, warum die Oma mir diese Postkarten aus Madeira und Mexiko, aus Lissabon, Madrid, Paris, Wien, Bratislava, Budapest, Prag, Rom, Venedig und anderen magischen Orten nie vorlesen wollte. Aus den sich ständig wiederholenden »lieben Grüßen und Küssen« stieg ein verdächtiger Geruch von schlechtem Gewissen auf.

Aus manchen der postalischen Äußerungen des Großvaters war zu schließen, dass Mirzl ihren Fritz gerne auf seinen Reisen zu den Dreharbeiten begleitet hätte. Briefe von ihr an ihn gab es nicht. Sie habe ihm nicht geschrieben, das habe sich bei den kurzen Abwesenheiten nicht »gelohnt«. Aus den Poststempeln der Karten ging jedoch hervor, dass sich die »kurzen Abwesenheiten« zuweilen über Wochen und Monate erstreckten.

Der Großvater scheint viele gute Eigenschaften gehabt zu haben, aber ein guter Ehemann war er wohl nicht. Dennoch hatte Mirzl ihn geliebt, und sie tat es immer noch. Mit einem Stolz, der nicht

ganz frei war von dezenter Beimischung des Schmerzes und der Wehmut, sagte sie, meist nach mehreren Gläsern Pfefferminzlikör, dass Fritz Greiner halt etwas war, was ich erst sehr viel später verstehen würde. Kurz vor dem Abitur, nach drei Jahren Unterricht in französischer Sprache, erinnerte ich mich an die Formulierung, die meine Großmutter damals gebraucht hatte: »un homme à femmes«, und übersetzte sie wörtlich. Heraus kam: »ein Mann zu/für/bei/Frauen«.

Fritz hatte seine Mirzl betrogen. Und das wohl nicht nur einmal, sondern gewohnheitsmäßig. Damals dachte ich über solche möglichen Fehlritte meines Großvaters nicht nach, weil ich die Vorgänge gar nicht begriff und sie mich auch nicht interessierten. Was ich jedoch unbedingt von der Greiner-Oma bis ins letzte Detail wissen wollte, war alles über Theater, Film und Schauspielerei. Mirzl, die selbst einmal Schauspielerin gewesen war, diesen Beruf aber ihrem Fritz und den beiden Söhnen zuliebe aufgegeben hatte, wollte aus irgendeinem Grund nicht gerne über das Thema reden. Da also viel aus ihr nicht herauszubringen war, vermutete ich Geheimnisse, die immer größer und deren Lüftung immer interessanter wurden, je weniger sie erzählte.

Gelegentlich jedoch durfte ich sie auf die sogenannte »Filmbörse« begleiten, die sich in einem Saal im ersten Stock des Hofbräukellers an der Inneren Wiener Straße im Stadtteil Haidhausen befand. Das imposante Gebäude, gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Stil der Neorenaissance errichtet, hatte auch einen weitläufigen Biergarten, in dem am 5. Mai 1919, nach Zerschlagung der Münchner Räterepublik, unschuldige Bürger von Freikorpsangehörigen erschossen worden waren. Am 16. August desselben Jahres hielt Hitler hier im Hofbräuhaus-Keller seine erste politische Rede, deren Verlauf er in seinem Buch »Mein Kampf« beschrieb, auch in weiteren Jahren diente die Örtlichkeit sehr häufig rechtsradikalen Veranstaltungen. Wie so häufig in großen Bierhallen, waren auch an diesem Ort Gebräu und Gewalt, Dumpfheit und Dummheit, Rauflust und Reaktion harmonisch vereint.

Als mich die Greiner-Oma zu der »Börse« mitnahm, wusste ich als Kind natürlich nichts von der Vergangenheit des Hauses. Die Gedenktafel, die heute am Eingang des Biergartens angebracht ist, gab es damals noch nicht, und das einzig Seltsame für mich war, dass in einem Gebäude, das *Keller* hieß, die Treppen nicht nach unten, sondern nach oben führten. Hinter zwei mächtigen dunkelbraunen Flügeltüren im ersten Stock verbarg sich ein riesiger Saal, in dem viele Menschen, teils stehend, teils auf Stühlen sitzend, warteten. Die, die standen, waren überwiegend Arbeitslose, die hofften, ein paar Mark als Statisten beim Film zu verdienen. Die, die gelegentlich saßen und sich den Stuhl mit anderen teilten, waren die Komparsen, die diese Beschäftigung berufsmäßig ausübten, und die, die immer auf ihren sogar mit Namen versehenen Stühlen saßen, waren die Kleindarsteller. Ein Statist war eine anonyme Figur in einer Menge, beim Komparsen konnte schon, wenn er Glück hatte, sein Gesicht für eine Sekunde im Film zu sehen sein, und ein Kleindarsteller war, wie der Name sagt, ein »kleiner Darsteller«. Wenn ein solcher Glück hatte, durfte er sogar ein, zwei Worte sagen oder im allerglücklichsten aller Fälle einen ganzen Satz. Die Kleindarsteller waren meist ehemalige Schauspieler, die es nicht geschafft hatten, jemals bekannte Akteure zu werden, oder sie waren, wie Mirzl Greiner, die Witwen früherer Stars. In Greiner-Omas Fall war der Tod ihres Mannes schon fast zwanzig Jahre her, und die Filme, mit denen sich Fritz Greiner einen Namen gemacht hatte, waren überwiegend Stummfilme. Es gab also nicht allzu viele Kleindarsteller, die sich an den großen Kollegen erinnerten. Aber von denjenigen, die ihn entweder noch vom Sehen oder vom Hörensagen kannten, wurde Mirzl ehrerbietig begrüßt, zum Teil auch umarmt und geküsst, hauptsächlich von Damen ihres oder noch weiter fortgeschrittenen Alters. Wer den Krieg überlebt hatte, erinnerte sich gerne an die Zeit davor, und von Demenz oder Alzheimer war bei den älteren Kleindarstellerinnen nicht das Geringste zu spüren. Nach gehöriger Zeit des Wartens, meistens ein bis zwei Stunden, die sich die reiferen Damen mit Gesprächen über bessere Zeiten vertrieben, kamen dann die Herren

Aufnahmeleiter, Produktionsleiter oder Regieassistenten der Filme, die hauptsächlich in den Ateliers von Geiseltage, heute Bavaria, hergestellt wurden.

Sie hatten die Aufgabe, unter den Wartenden diejenigen auszuwählen, die für den jeweiligen Film gebraucht wurden. Junge, hübsche Frauen hatten es am leichtesten, sie konnten den wichtigen Herren etwas bieten. Von den älteren hatten jene die besten Chancen, beschäftigt zu werden, die den Komparsenführer, den Chef der Filmbörse, gut kannten. So kam es immer wieder vor, dass einige sechzig- oder siebzigjährige grauhaarige Frauen engagiert wurden, wenn eigentlich dreißigjährige blonde gesucht wurden. Die älteren bekamen dann platinfarbene Perücken und entsprechende Korsagen und wurden irgendwo, mit dem Rücken zur Kamera, in den Hintergrund gestellt. Einige wenige wurden immer engagiert, darunter auch Greiner-Oma, mit Ausnahme von Filmen, für die man junge Soldaten oder alte »Neger« brauchte.

Eines Tages erfuhr Greiner-Oma vom Chef der Filmbörse, natürlich ganz vertraulich, dass für eine Rolle in einer deutsch-französischen Koproduktion ein männliches Kind im Alter ihres Enkels gesucht wurde. Die Beschreibung »blond, dicklich und blaue Augen« passte mit Sicherheit auf eine Vielzahl von Kindern, nur nicht auf mich. Ich war dunkelhaarig, mager und hatte braune Augen, entsprach also durchaus nicht dem Klischeebild eines deutschen Kindes. Meine Großmutter, gewieft durch langjährige Erfahrung im Filmgeschäft und überzeugt von dem Talent ihres Enkelsohns, ließ sich von der Rollenbeschreibung nicht abschrecken und ersuchte um einen Vorstellungstermin bei der Produktion auf dem Studio Gelände von Geiseltage. Als man sie dort fragte, ob ihr Enkel die beschriebenen Voraussetzungen für die Rolle erfülle, entgegnete sie, dass sie sich ein blondes, dickliches und blauäugiges Kind in einer französischen Koproduktion unmöglich vorstellen könne und daher den Regisseur sprechen möchte, um ihn vor diesem gravierenden Besetzungsfehler zu bewahren.

Damals, im Alter von knapp sieben Jahren, wusste ich noch nicht, dass solche Verhaltensweisen im Filmgeschäft nicht nur äußerst unüblich, sondern vor allem absolut chancenlos waren, darum war ich auch nicht erstaunt, dass man uns tatsächlich in den Warteraum vorließ. Heute halte ich sowohl dieses selbstbewusste Auftreten meiner Großmutter als auch das, was danach geschah, für ein Wunder. Man führte uns in ein großes Zimmer, in dem gut zwei Dutzend blonde, dickliche und blauäugige Jungen unter der Obhut von Damen saßen, die aus Gründen unverwechselbarer äußerlicher Merkmale nur ihre Mütter sein konnten.

Die Jungen wie ihre Mütter starrten mich an, als ob ich von einem anderen Stern käme, und so fühlte ich mich auch. Ich bekam Angst und war den Tränen nahe, wogegen meine Greiner-Oma das Problem auf ihre resolute Weise löste. Sie ging, ohne auch nur einen Moment zu zögern, auf die einzige Türe zu, die in ein anderes Zimmer führte, und in dem sie zu Recht, wie sich herausstellte, den Regisseur oder zumindest einen seiner Assistenten vermutete, öffnete sie und schubste mich in den Raum hinein. Mehrere Herren saßen dort um einen Tisch, auf dem Massen von Fotos lagen. Die Herren schauten überrascht auf, einer von ihnen, ein eleganter Gentleman von etwa fünfzig Jahren, erhob sich nach einem Moment des ungläubigen Staunens, ging auf mich zu, strich mir freundlich über die Haare, drehte sich dann zu den Herren am Tisch, deutete auf mich und sagte überlegen lächelnd: »Voilà!« Dann wandte er sich an meine Großmutter und sprach mit ihr höflich und in fehlerfreier deutscher Sprache mit einem leichten ausländischen Akzent, den mir meine Oma als französischen erklärte.

Das magere, dunkelhaarige Kind mit den braunen Augen bekam die Rolle, und zwar deshalb, wie ich später erfuhr, weil der elegante Herr Emil Edwin Reinert, Regisseur des Filmes, von Anfang an gänzlich anderer Meinung war als sein Produzent, was diese Rolle betraf. Hier bekam ich die erste Lektion in Sachen Filmgeschäft: Beim Filmemachen gibt es offenbar mindestens zwei, die das Sa-

gen haben, wobei der eine im Allgemeinen das Gegenteil vom andern will.

Ich jedenfalls fuhr – oder besser, wurde gefahren – in einem Wagen mit Chauffeur und Greiner-Oma nach Mittenwald in das bayerische Wettersteingebirge. Von dort aus ging ein steiler, kurvenreicher und staubiger Hohlweg hinauf zum Lautersee. Direkt am malerischen blaugrünen, spiegelklaren Gebirgssee lag ein im rustikal-bayerischen Stil erbautes Hotel, das einerseits als Unterkunft für Schauspieler und Team diente, andererseits auch als einer der Drehorte des Films. Der männliche Hauptdarsteller des Films, der damals unumstrittene deutsche Superstar O. W. Fischer, bewohnte als Einziger ein Haus ganz in der Nähe für sich alleine. Völlig alleine war er jedoch nicht, denn er hatte seine Katzen dabei. Angeblich nahm er sie überallhin mit, beziehungsweise er drehte nirgendwo, wohin er seine Katzen nicht mitnehmen konnte.

Ob er seiner Katzen wegen nicht in dem Hotel wohnen wollte, das mir, der ich in meinen sieben Jahren noch nie in einem Hotel abgestiegen war, als der Inbegriff luxuriösen Lebens erschien, ob er als Superstar, der er war, zwischen sich und die anderen eine seiner Bedeutung gemäße Distanz legen oder ob er einfach seine Ruhe haben wollte, erschloss sich mir jedenfalls nicht. O.W. Fischers Katzen jedoch erwiesen sich für mich als besonderer Glücksfall. Wie ich von meiner Greiner-Oma erfuhr, suchte der Superstar nämlich eine zuverlässige Person, die die Katzen an langen Spezialleinen mindestens zwei Stunden spazieren führte, wenn er selbst durch Dreharbeiten verhindert war. Da er fast jeden zweiten Tag drehen musste, war die Aufgabe, mit fünf Mark pro Katzenspaziergang dotiert, außerordentlich lukrativ. Fünf Mark für zwei Stunden war damals, zu einer Zeit, als das durchschnittliche Monatseinkommen bei dreihundert Mark lag, als eine Semmel fünf und eine Breze sechs Pfennige kostete, eine Menge Geld. Man konnte sich tatsächlich dreiundachtzig Brezen dafür kaufen oder auch über ein Kilo Gelbwurst. Wer jeden zweiten Tag in zwei Stunden fünf Mark verdiente, hatte also viel Freizeit und musste auf gar keinen Fall Hunger leiden.

Die Greiner-Oma nahm mich bei der Hand, führte mich vor das Haus des Stars, der nach ihren Erzählungen so etwas war wie der König des deutschen Films, jedenfalls wichtiger als der Papst, den mir die andere Oma, die Betty-Oma, als allerwichtigsten Menschen auf der Welt geschildert hatte, und befahl mir, alleine in das Haus hineinzugehen und mich dem weltberühmten Schauspieler vorzustellen. Dabei sollte ich erstens sagen, dass ich der Enkel des verstorbenen Fritz Greiner sei und dass ich zweitens in demselben Film wie er mit dem Arbeitstitel »Andere Tage« eine kleine Rolle spielte, entweder seinen Sohn oder den seines Kollegen Axel von Ambesser, genau wüssten das meine Oma und ich nicht, da wir bisher kein Drehbuch erhalten hätten, und drittens – was das Wichtigste sei –, dass ich Tiere jeder Art besonders liebte, selbst zwei Hunde hätte, nämlich den Pointer Tommy und den Wolfshund Zilo, aber schon immer am liebsten Katzen gehabt hätte, was leider, solange die Hunde lebten, unmöglich sei. Ich sagte meiner Oma, dass ich all das nicht sagen würde und dass ich auch für fünf Mark an jedem zweiten Tag nicht alleine vor den König des deutschen Films treten würde, eher noch vor den Papst.

Es kam zu einem kleinen Streit zwischen mir und meiner Oma, der jedoch von einem gerade aus dem Haus tretenden, gut aussehenden, eindrucksvollen Mann um die Mitte dreißig auf liebevollste Art geschlichtet wurde. Zuerst nahm er meiner Oma das Taschentuch, mit dem sie meine Tränen trocknen wollte, aus der Hand und wischte sie mir selbst damit ab, dann bat er uns in sein Haus und führte mir seine vier Katzen vor, die er als sehr eigenwillig schilderte. Bei Fremden würden sie sehr »fremdeln«, sagte er mit seiner wohlklingenden, weichen, aber dennoch männlichen Stimme, die eine leichte österreichische Färbung hatte. Kaum hatte er es gesagt, kamen zu seiner Verwunderung alle vier Katzen auf mich zu, drückten sich schnurrend gegen meine Beine, eine sprang mir sogar auf die Schulter, als ich mich bückte, um sie zu streicheln, und schon war das Katzenspaziergangsgeschäft perfekt.

Der überaus freundliche Herr Fischer drückte mir, noch bevor ich die besprochene Leistung erbracht hatte, schon die ersten fünf Mark

in die Hand und dazu vier lange Leinen. Vier Katzen mit sehr unterschiedlich ausgeprägten Charakteren an vier etwa dreißig Meter langen Leinen zwei Stunden gleichzeitig so spazieren zu führen, dass sich weder die dünnen, aus einer Extramischung von Kunsthanfflechtschnüren und Verpackungsbindfäden hergestellten Seile in- und umeinander verwickelten noch die höchst eigenwilligen Tiere in ihrem spontanen und daher unvorhersehbaren Bewegungstrieb, der die linkshändig geführten häufig nach rechts zog und die rechtehändig geleiteten am liebsten nach links, wobei man sich weder auf das eine noch auf das andere verlassen konnte, nicht so zu behindern, dass die ursprüngliche Sympathie der Katzen für den jungen Spaziergangsbeauftragten in Verachtung oder gar Abneigung umschlug, war eine Leistung, die ihr Entgelt wahrlich wert war. Mehrmals wurde ich, beim Auseinandersortieren und Lösen der gar nicht vermeidbaren Leinenverschlingungen, von den aufgeregten und irritierten Tieren an Händen und Armen so zerkratzt, dass ich sowohl eine Tetanusspritze brauchte als auch die nach den ersten vier Ausflügen blutig verdienten zwanzig Mark in solide Lederhandschuhe zu investieren hatte, die in meiner Kindergröße in Mittenwald natürlich nicht vorrätig waren und daher von einem freundlichen Lederhosenschneider von Hand genäht werden mussten, um den Anforderungen der Katzenspaziergänge gewachsen zu sein.

In zwei Monaten hatte ich jedoch bei O. W. Fischer mehr verdient, als meine Gage bei dem Film war, die angeblich, laut Auskunft meiner Großmutter, mehrere Hundert Mark plus erstklassige Unterkunft im Hotel und beste Verpflegung für zwei Personen betragen sollte. Der Superstar war sogar so nett, dass er mir die kleinen Lederhandschuhe für das Doppelte dessen abkaufte, was sie gekostet hatten.

Ich hatte mich nach den erwähnten Anfangsschwierigkeiten an die Katzen gewöhnt und sie sich offenbar so sehr an mich, dass der Abschied geradezu herzerreißend war. O. W. Fischer behauptete sogar, dass sie mit ihm jetzt nur widerwillig mitgingen, während sie sich auf die Spaziergänge mit mir immer gefreut hätten. Er habe

das des Öfteren genau beobachtet und sage ganz offen und ehrlich, dass er dabei bohrende Stiche der Eifersucht in seinem Herzen verspürt habe. Als Kind wusste ich natürlich nichts auf diese innere Entblößung zu entgegnen, aber später sagte ich mir, dass es schon einen Grund haben muss, dass einer ein Superstar wird und ein anderer nicht. Ich glaube das heute noch, habe allerdings niemanden mehr kennengelernt, der seine Katzen an dreißig Meter langen, in England handgefertigten Spezialleinen spazieren führt und sie nach ihrem Ableben in kleinen, gläsernen Särgen auf dem Parkgrundstück seiner Villa mit Aussicht auf den Lago di Lugano persönlich bestattet.

Es gab zwei Szenen bei den Dreharbeiten zu dem Film, der, als er in die Kinos kam, aus irgendeinem mir unbekanntem Grund in Deutschland nicht mehr *Andere Tage*, sondern *Verträumte Tage* hieß, in Frankreich *L'Aiguille rouge*, die mir in wenn auch dunkler Erinnerung blieben. In der einen saß ich mit der attraktiven österreichischen Schauspielerin Aglaja Schmid, im Film offenbar meine Mutter, stumm und in offenbar schlechter Laune an einem Tisch im voll besetzten Speisesaal des Hotels und aß zu Abend. Frau Schmid war zu diesem Zeitpunkt fünfundzwanzig Jahre alt, sie muss mich also mit achtzehn bekommen haben. Ein besonders gut aussehender Mann von Anfang vierzig, ich glaube, es war der damals schon berühmte Axel von Ambesser, im Film wahrscheinlich mein Vater, näherte sich raschen Schrittes und setzte sich wie selbstverständlich, so als hätte er sich nur verspätet, zu uns an den Tisch.

Eine andere Version, die gedreht wurde, sah vor, dass ich in dem Moment aufstand und wortlos wegging. Wahrscheinlich sollte das bedeuten, dass ich diesen Herrn nicht mochte. Es wurde mir nicht erklärt, ich tat daher einfach, was mir gesagt wurde, und unterstützte meine eigene Interpretation der Szene durch ein sichtbar verärgertes Verhalten. Ruckartig stand ich vom Stuhl auf, kniff meine Lippen zusammen, stampfte mit dem Fuß auf und streckte dann, vor dem Weglaufen, dem gut aussehenden Herrn noch die Zunge raus.

Der Regisseur nahm meine Gestaltung der Figur etwas verwundert und amüsiert zur Kenntnis, schickte mir aber dann seinen Regieassistenten, der mir zu verstehen gab, dass solche Gefühlsausbrüche zwar durchaus eindrucksvoll sein könnten, vorausgesetzt sie seien gut gespielt und entsprächen dem Drehbuch, das ich nach wie vor nicht kannte. Ich sollte aber einfach aufstehen, weggehen und sonst gar nichts, vor allem keine Mimik, also keine Bewegung im Gesicht erkennen lassen. Ich versprach, es genau so zu machen, wie er befohlen hatte, und setzte mich wieder zurück an den Tisch.

Kaum saß ich, kam der Assistent wieder, richtete mir einen schönen Gruß des Regisseurs aus und bat mich, die Szene jetzt doch genau so zu spielen wie vorher, nur beim Rausstrecken der Zunge sollte ich darauf achten, dass sie nicht zu lange draußen bliebe, mit anderen Worten, ich sollte sie nur ganz kurz rausstrecken und dann sofort und blitzschnell wieder zurückziehen.

Wir drehten die Szene dann wieder und wieder, bis der gut aussehende Herr, wie gesagt, vermutlich Axel von Ambesser und im Film mein Vater, dem sich allmählich verselbstständigenden und dadurch immer absurder werdenden Regietreiben durch einen choleraischen Ausbruch bei der vierzehnten Wiederholung von Zunge raus, Zunge rein ein Ende setzte.

Die zweite Szene, die mir unvergesslich blieb, spielte in der Zahnradbahn, die zum Gipfel der Zugspitze fuhr, das heißt, sie fuhr nicht wirklich hinauf, jedenfalls nicht, solange ich darin saß, sondern immer nur über die nächste Kurve hinaus, und dann wieder zurück. Ich verstand damals nicht, wieso sie immer nur durch die nächste Kurve fuhr und nicht weiter, aber es war mir auch völlig gleichgültig, solange ich mich durch die Gewichtsverschiebung in der Kurve an meine Begleiterin schmiegen konnte, die ich damals für die schönste Frau der Welt hielt. Es war die blonde Michèle Philippe, eine französische Schauspielerinnen um die Mitte zwanzig. Sie sprach nicht deutsch und ich nicht französisch. Daher konnte ich ihr auch nicht verständlich machen, dass ich unbedingt vorhatte, sie

in etwa zehn Jahren zu heiraten. Sie würde dann Mitte dreißig sein und ich siebzehn.

Dieser Altersunterschied von achtzehn Jahren schien mir in Bezug auf Michèle nicht allzu problematisch, wenn ich davon ausging, wie gut meine Mutter mit ihren zweiunddreißig Jahren noch aussah. Selbstverständlich würde ich in den zehn Jahren so gut Französisch lernen, dass wir uns auch über die schwierigsten Dinge unterhalten könnten. Leider konnte ich mein Vorhaben nicht so kommunizieren, dass Michèle es verstehen und irgendwas dazu hätte sagen können. So blieb es also bei den Gewichtverschiebungen in der Kurve und den stummen Blicken.

Das Adieu von Michèle war tränenreich, und zwar auf beiden Seiten. Sie gab mir ein Foto mit Autogramm, das ich über ein Jahr lang unter meinem Kopfkissen aufbewahrte. Irgendwann verschwand es spurlos, angeblich war niemand daran schuld, und gesehen hatte es auch keiner. Ich nehme an, nahm auch damals schon an, dass meine Betty-Oma heimlich das Foto der schönen Französin verschwinden ließ, weil sie sich viel zu früh Sorgen um meine sexuellen Triebe machte, die bei mir erst im Alter von fünfzehn Jahren diesbezügliche Selbstbeschäftigungen auslösten.

Das Filmemachen und die dadurch empfangenen vielfältigen Eindrücke – vom Katzenspazierenführen über die cholerischen Ausbrüche eines sich untadelig seriös gebenden Herrendarstellers bis hin zu der überwältigenden Schönheit von Michèle und dem betörenden Duft, der sie umgab (erst als Erwachsener kam ich durch eine kurze Affäre, die sich im engen Lift eines Hotels in Nizza abspielte, dahinter, dass es sich um das berühmte Parfüm Shalimar von Guerlain gehandelt haben musste) – erweckten in mir im Alter von sieben Jahren ernsthafte Zweifel, ob ich, wie ich vorgehabt hatte, tatsächlich Archäologe werden sollte, und auch der Beruf des Entdeckungsreisenden schien mir nicht mehr so reizvoll wie noch vor Kurzem. Das Filmmilieu faszinierte mich jetzt umso mehr, als ich mir für hundert Mark, einem Teil meiner Schauspielergage, im noblen Pelz-

und Wollgeschäft »Saltzman« am Münchener Odeonsplatz einen Wintermantel, einen sogenannten Dufflecoat aus reinem Kamelhaar, kaufen durfte. Wie hoch die Gage für meine Rolle in dem Film genau war, erfuhr ich nicht, weil nicht *ich* das Geld bekam, sondern meine Eltern. Ich hätte sie natürlich fragen können, auch meine Greiner-Oma hätte ich fragen können, aber aus irgendeinem Grund wollte ich das nicht.

Vielleicht erlaubte es mein Stolz nicht, vielleicht wollte ich dokumentieren, dass mir weniger am Geld als an der Sache gelegen war, vielleicht genügte mir auch, was ich beim Katzenspazierenführen verdient hatte, denn diese Tätigkeit sah ich beim Betrachten meiner zerkratzten Hände als wirkliche Arbeit an, während das Filmen, wie zum Beispiel beim Zahnradbahnfahren mit Michèle, für mich ein reines Vergnügen war.

Den Film, in dem ich gespielt hatte, konnte ich leider nie im Kino sehen, da er damals für Kinder meines Alters nicht freigegeben war, und als ich alt genug war, wurde der Film nicht mehr gespielt. Ein bedeutendes Werk der Filmgeschichte kann es wohl nicht gewesen sein, denn erst als es das Internet gab, gelang es mir, einige, allerdings sehr kurze Informationen darüber zu finden. Die literarische Vorlage zu dem Drehbuch stammte von Vicki Baums Erzählung »Das Joch«, an dem Drehbuch war unter anderen auch Johannes Mario Simmel als Autor beteiligt. Seltsamerweise wurden für die weibliche Hauptrolle der »Maja Berger«, im Film meine Mutter, zwei verschiedene Darstellerinnen genannt, in deutschen Quellen Aglaja Schmid, in französischen Michèle Philippe. Aber vielleicht war das damals in Koproduktionen so üblich.

Leider waren diese »Verträumten Tage« nicht der Beginn, sondern das Ende meiner Karriere als Filmschauspieler. Mein Vater, der sich sonst weder um mein Wohl noch um mein Wehe kümmerte, vertrat den harten, durch alle meine flehentlichen Bitten nicht zu erweichenden Standpunkt, dass der Junge erst einmal aufs Gymnasium gehen und dann, per Studium, einen richtigen Beruf ergreifen sollte,

bevor er, wenn es unbedingt sein müsste, die fragwürdige Laufbahn eines »Gauklers« einschlagen könnte. Mein Argument, dass es mit Ende zwanzig zu spät sei für einen Anfänger, der als Schauspieler erstens berühmt werden wollte und zweitens seinen Beruf vielleicht ja auch noch lernen müsse, fanden kein Gehör, ich hatte zu gehorchen. Meine Mutter hielt sich völlig aus dieser Auseinandersetzung heraus, vermutlich war sie glücklich darüber, dass mein Vater endlich überhaupt zu einer mich betreffenden Erziehungsentscheidung willens und fähig war. Betty-Oma unterstützte aufgrund ihrer bürgerlich-konservativen Grundhaltung die Meinung meines Vaters, während Greiner-Oma das erste und einzige Mal statt ihrem Sohn dem Enkel zustimmte, und dieses mit einer Vehemenz, die Mutter und Sohn fast entzweit hätte.

Bei den heftigen Diskussionen zwischen der Greiner-Oma und meinem Vater, die ich zum Teil unfreiwillig mitverfolgen musste, kam allerlei Aufschlussreiches über den berühmten Großvater Fritz Greiner zur Sprache. Die Streitereien fingen immer mit meiner potenziellen Schauspielerkarriere an und endeten regelmäßig bei den erotischen Eskapaden der beiden Elternteile. Da man dabei vergaß, meine Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen, erfuhr ich so, dass mein Vater, wenn er mein Großvater gewesen wäre, eine solche unausstehliche Frau wie meine Großmutter auch betrogen hätte, und wenn er eine Frau wie meine Großmutter gewesen wäre, dann hätte er einem solchen notorischen Seitenspringer wie meinem Großvater ebenfalls die Hörner aufgesetzt.

»Er hat es nicht böse gemeint, er konnte nur nicht anders«, verteidigte später einmal mein Vater seinen verstorbenen Vater mir gegenüber und beharrte so sehr auf diesem angeborenen Gendefekt, dass ich unschwer daraus folgern konnte, dass er die vererbte Krankheit auch bei sich selbst diagnostizierte und das Leiden unter derselben auch für sich in Anspruch nahm.

Da ich meinen Vater bislang nur für einen schweren Alkoholiker gehalten hatte, nachdem ich eines Tages zufällig Zeuge geworden war, wie er schon morgens auf nüchternen Magen ein Zahnputzglas

voll Gin auf einen Zug austrank, gab mir dieses Bekenntnis Anlass, über mich selbst und mein Verhältnis zu Frauen nachzudenken. Ich hatte mir nämlich, ähnlich wie bei Michèle, ab dem Alter von ungefähr zehn Jahren angewöhnt, von jeder neuen Freundin ein Foto zu erbitten, um dieses dann in einer alten Brieftasche auf dem mit Gerümpel voll gestopften Speicher des Hauses der Greiner-Oma zu verstecken. Es gab viele »neue Freundinnen«, daher auch viele Fotos. Wie andere gleichaltrige Knaben Briefmarken, Mickey-Mouse- und Tarzan-Hefte oder Fußballerbildchen sammelten, so sammelte ich Freundinnen. Da ich im Durchschnitt selten länger als zwei Wochen mit ein und derselben »ging« und meistens schon eine neue hatte, bevor ich mit der alten Schluss machte, kam ich im Jahr auf eine Anzahl von fünfundzwanzig bis dreißig, in besonders guten Jahren sogar darüber. Angesichts dieser Zahlen musste ich davon ausgehen, dass der Morbus Greiner, von Großvater über Vater, auch auf mich übertragen worden war. Interessant dabei ist jedoch folgendes Phänomen: Den ersten richtigen Geschlechtsverkehr hatte ich erst im Alter von achtzehn Jahren und zwei Monaten.